



Rothilda von Rotortod: **Überdreht**

III. Der Angriff *Zehn Jahre später*

Willkommen in der Zukunft! Wir blicken mit Maggie auf die Entwicklung der vergangenen zehn Jahre zurück: Was ist aus ihr geworden, nachdem sie als Giftmörderin angeklagt worden war? Und: Wie begeht man eigentlich den "Tag des Windes", der just am Tag unserer Ankunft in der Zukunft gefeiert wird?

[Teil I](#)

[Teil II](#)

1. Der Tag des Windes

Im Märchenwald

An manchen Tagen fühlte Maggie sich im Wald wie im Innern eines Zauberbuchs, in dem sich hinter jedem Wort das Tor zu einer anderen Welt öffnete. Jede Welt war ein Universum für sich. Ihren Sinn erhielt sie aber erst durch ihre Berührung mit den anderen Welten.

Vor allem die ersten Frühlingstage, wie sie sich jetzt gerade im Wald ausbreiteten, waren eine solche Zauberzeit. Maggie legte den Kopf in den Nacken. Blinzeln bestaunte sie das Kaleidoskop des Himmels, der ihr durch das frische Blätterdach hindurch zuzwinkerte. Goldene Vögel flatterten von Ast zu Ast – oder waren das nur Lichttropfen, die im Schattenspiel der jungen Zweige zu tanzen schienen?

Dies musste, dachte Maggie, auch die Zeit sein, in der die Idee des Märchenwaldes geboren worden war. Die eben noch leblosen Gerippe der Bäume, die sich auf einmal, wachgeküsst von der milderen Sonne, aus ihrem Dornrösenschlaf streckten und zu neuem Leben erblühten; der Aschenbrödelkittel des Waldbodens, über den sich urplötzlich ein glitzerndes Sternenkleid legte; die verstummten Amseln, die urplötzlich den Fluch der Herbsthexe abschüttelten und mit ihrem perlenden Gesang das wiedergeborene Leben priesen – was war

dies alles anderes als ein wahr gewordener Märchentraum, das Werk eines Magiers, der seine Zauberworte als lebendige Gedichte in die Welt schrieb? Maggie schloss die Augen. Wie auf einem schwerelosen Floß trieb sie durch das Meer aus bunten Düften. Sie spürte den Atem der Erde, ihr Aufatmen, nachdem der Eispanzer des Winters sich in ein fruchtbare Meer aus Pfützen verwandelt hatte. Tief sog sie den würzigen Geruch des Erwachens in sich ein. Noch ein paar tiefe Atemzüge, ein letzter Blick in den Zauberwald, dann löste sie die Simulationsmaske vorsichtig von ihrem Gesicht.

Sie war immer wieder erstaunt, wie perfekt die Maske die Eindrücke auf die Leinwand des Gehirns zeichnen konnte. Der Märchenwald war zwar ihr Lieblingsprogramm, doch hatten auch die anderen Naturschauspiele, in die man mit der Maske eintauchen konnte, durchaus ihren Reiz. "Ährenflug", "Sommerwiese", "Palmengeflüster", "Herbstflammen", "Novembergespinst", "Eispalast" ... Jede Jahreszeit war mit ihrem eigenen Zauber vertreten, für jede Stimmungslage gab es das passende Programm.

Es war Thilio gewesen, der ihr die Simulationsmaske mitgebracht hatte. "Vielleicht lindert das ja deinen Phantomschmerz", hatte er halb scherhaft gesagt, als sie das Geschenk ausgepackt hatte. Woher er die Maske hatte, wollte er nicht sagen. Wahrscheinlich ein Prüfexemplar, das er auf einer der vielen Messen, die er beruflich besuchen musste, ergattert hatte. Sie selbst hatte so etwas jedenfalls noch nie gesehen.

Natürlich war das Ganze nett gemeint von ihm. Er wollte ihr eben über ihr Wolfskind-Gefühl hinweghelfen, über das sie immer wieder geklagt hatte: diese Empfindung, abgeschnitten zu sein von etwas, das untrennbar zu ihr gehört; dieses Heimweh, das an ihr nagte, seit sie ihr Häuschen wegen der Erweiterung des Windparks hatte verlassen und in die Stadt ziehen müssen.

Dennoch hatte sie sich zuerst eher über das Mitbringsel geärgert. Wie konnte ein Natur-Surrogat denn ein echtes Naturerlebnis ersetzen! Irgendwann aber war das Gefühl der inneren Leere dann so stark geworden, dass sie sich doch die Simulationsmaske aufgesetzt hatte. Was hatte sie schon zu verlieren?

Anfangs war es ein seltsames Gefühl gewesen, sich durch die Natur zu bewegen, ohne in der Natur zu sein. Mittlerweile aber war es für sie ganz normal, sich auf diese Weise ihr kleines Glück im Grünen zu erträumen. "Sich unter die Maske legen" war für sie fast schon zu einem Synonym geworden für "einen Ausflug ins Grüne unternehmen".

Maggie schüttelte den Kopf über sich selbst: Nie hätte sie gedacht, dass sie sich an so etwas würde gewöhnen können! Und doch war es hier so gekommen wie so oft im Leben: Das heroische "So möchte ich niemals leben" schrumpft zu einem kleinlauten "So wollte ich eigentlich niemals leben", wenn es keine anderen Alternativen mehr gibt. Am Ende setzt sich eben doch der Überlebenstrieb

durch, dieses animalische Sich-Verbeißen in die paar Lebensbrosamen, die einem zugeteilt sind.

Unerwarteter Besuch

Es klingelte an der Tür. Maggie sah auf die Uhr: erst kurz vor sieben. Wer konnte das sein – so früh am Morgen?

Als sie die Tür öffnete, fiel ihr Blick auf vier etwa zehnjährige Kinder: drei Jungen, deren offenbar von den Müttern gezogener Scheitel schon halb von der Lausbubenlust am Chaos gesprengt worden war, und ein Mädchen mit wippenden Zöpfen, das die Bande in Schach zu halten versuchte. "Los jetzt", hörte Maggie sie zischen, "oder habt ihr den Text etwa schon wieder vergessen?"

Entschlossen hob das Mädchen zu trällern an, stockend unterstützt von dem Grummelgesang ihrer drei Begleiter:

*"Wind, Wind, Wind,
die wir deine Kinder sind –
Wir bitten dich, du lieber Wind:
Gib uns Energie geschwind!"*

Vier Augenpaare blickten Maggie erwartungsvoll an. Sie hätte nun wohl irgendetwas Lobendes sagen oder Beifall klatschen müssen. Aber das brachte sie einfach nicht fertig. "Wartet einen Moment", sagte sie stattdessen. "Ich hole euch was zu naschen."

Wie hatte sie nur vergessen können, dass heute mal wieder der "Tag des Windes" war! Wenn sie daran gedacht hätte, hätte sie einfach die Tür nicht aufgemacht. So aber musste sie nun in der Küche nach irgendetwas suchen, das dem albernen Ritus Genüge tat: Als Dank für den Gesang sollte den Kindern irgendetwas überreicht werden, das die Kraft des Windes symbolisierte.

Auf dem Küchentisch lagen noch die Schirmchen herum, mit denen die Eisbecher geschmückt waren, die sie gestern auf dem Nachhauseweg für sich und Thilio besorgt hatte. Das könnte vielleicht etwas sein ... Im Kühlschrank fand sie noch eine angebrochene Packung Eiskonfekt. Sie nahm vier Konfektstücke heraus, bohrte die Schirmchen hinein und ging damit zurück zur Tür.

"Das Geschenk des Windes!" verkündete sie vorschriftsmäßig, während sie den Kindern die symbolische Windernte überreichte. "Möge der Wind mit euch sein!"

Das Quartett grinste etwas belustigt über die ungewöhnlichen Gaben – üblich waren stilisierte Windräddchen aus Fruchtgummi oder Schokolade, die extra für

diesen Tag angefertigt wurden. Es ließ sich davon aber keineswegs von der Vollendung des Ritus abhalten. Fröhlich trällerte es aus vier Kehlen:

*"Dem Wind sei Dank und seiner Kraft,
dem Wind, dem Wind, der alles erschafft!"*

Mister Energy

Seufzend schloss Maggie die Tür. Klar, sagte sie sich: Die Kinder konnten nichts dafür. Für sie war der zwei Mal im Jahr begangene Feiertag einfach eine Gelegenheit, dem tristen Schulalltag zu entgehen. Sie hätte als Kind wahrscheinlich auch lieber Naschtouren unternommen, sich an den Flickflack-Meisterschaften beteiligt und die Windradpyramiden der Cheerleadergruppen bestaunt, anstatt die Schulbank zu drücken.

Genau hierin – in dieser Präsentation der Windkraft als ewiger Kindergeburtstag – lag ja das Perfide. Es war eine Art emotionale Überrumpelungstaktik, letztlich eine Form von geistigem Kindesmissbrauch.

Natürlich war das im Prinzip nichts Neues. Ähnliche Tendenzen hatte es auch früher schon gegeben. Seit das Energieministerium zu einer zentralen Schnittstelle der Regierung aufgewertet worden war, hatten sie sich allerdings deutlich verstärkt. Denn seitdem durfte kein Vorhaben mehr umgesetzt werden, ohne dass es zuvor im Energieministerium geprüft worden wäre. Alles war auf dessen Bedürfnisse zugeschnitten.

Dadurch war Alfons Heimenross – "Mister Energy", wie er sich selbst nannte – zu einer Art Superminister, im Grunde sogar zum eigentlichen Herrscher über dieses Land geworden. Da die "Winderntemaschinen" mittlerweile in alle Welt exportiert wurden, war er fast schon zu einer Art Windpapst aufgestiegen, der überall auf der Erde die Geschicke der Menschen lenkte.

Heimenross war es auch, dachte Maggie bitter, dem sie den Verlust ihres Häuschens zu verdanken hatte. Denn Heimenross hatte für ländliche Siedlungen eine Untergrenze an Einwohnern festsetzen lassen. Fiel die Einwohnerzahl darunter, mussten die Häuser für den Bau von Windkraftanlagen geräumt werden.

Maggie rieb sich die geröteten Augen. Obwohl die Fenster die ganze Nacht über offen gestanden hatten, war es kaum abgekühlt. Die Sommerhitze klebte noch immer wie zerflossene Zuckerwatte in der Wohnung.

Früher, in ihrem alten Häuschen, war das anders gewesen. Hinter den dicken Mauern hatte immer eine angenehme Kühle geherrscht, selbst im Hochsommer war es selten wärmer als 20 Grad geworden. Deshalb wäre sie auch gerne in ein anderes Landhaus umgezogen, als sie ihr altes Heim verlassen musste.

Dafür aber hatte die Entschädigung, die ihr gezahlt worden war, nicht ausgereicht. Denn diese war am Marktwert ausgerichtet – der war jedoch durch den vorhandenen Windpark und dessen absehbare Erweiterung längst auf Ramschniveau abgesackt.

Thilio

Eine bleierne Erschöpfung zerrte an Maggies Gliedern. Was hatte sie auch so früh aufstehen müssen! Vom Herumtigern in der Wohnung bekam sie ja auch nicht mehr Sauerstoff.

Gähnend schlich sie sich zurück ins Schlafzimmer. Thilio lag noch immer ruhig atmend auf seiner Bettseite. Die Decke hatte er von sich geworfen, so dass durch die nicht ganz zugezogene Gardine ein Sonnenstrahl auf seinen Rücken fiel. Im Marmorlicht des Morgens wirkte seine Haut noch ebenmäßiger als sonst. Fast wie eine griechische Statue, dachte Maggie.

Vorsichtig legte sie sich neben Thilio und schlang ihren Arm um ihn. Brummend ließ er es sich gefallen. Maggie drückte ihren Körper fest gegen den ihres Freundes. Tief sog sie den vertrauten Duft ein; diesen Duft, der so ganz anders war als bei den Männern, die ihr früher einmal nahe gewesen waren. Thilios Geruch war viel süßer, fast wie bei frisch gesäugten Babys. Sein Körper, den nur an manchen Stellen ein dünner Flaum überzog, hatte nichts von der animalischen Kraft, die die männliche Moschusnote sonst verriet. Er hätte, so fand Maggie, sicher ein gutes Modell für die Engelsstatuen auf alten Friedhöfen abgegeben.

Dies alles bedeutete jedoch nicht, dass Thilio keine erotische Ausstrahlung gehabt hätte. Gerade seine knospenhafte Haut wirkte auf Maggie ausgesprochen anziehend.

"Du hast eine Haut wie ein Baby-Popo", hatte sie neulich zu ihm gesagt, als sie so wie jetzt beieinandergelegen hatten. "Wie machst du das bloß?"

Belustigt hatte Thilio sich zu ihr umgedreht. "Wusstest du nicht, dass ich der Erfinder der Anti-Aging-Cremes bin?"

Schmunzelnd war sie auf den Scherz eingegangen. "Davon könntest du mir ruhig mal was abgeben ..."

Ein schalkhaftes Leuchten blitzte im Himmel seiner Augen auf. "Tut mir leid: Betriebsgeheimnis!"

"Wie gemein!" Ihre Finger, die gerade mit Thilios vollen braunen Haaren spielten, hatten sich rasch zu seinen Ohren gestohlen und ihn in sein Ohrläppchen gekniffen.

"Autsch! Na warte, dir werd' ich's zeigen ..."

Maggie lächelte genießerisch, als sie an das dachte, was danach geschehen war. An Thilios jugendlichen Übermut, seine starken Arme ...

Thilio behauptete zwar, in ihrem Alter zu sein. Vermutlich, dachte Maggie, war er aber in Wahrheit um einiges jünger als sie und verzichtete nur aus Taktgefühl darauf, sein tatsächliches Alter anzugeben. Dabei schmeichelte es ihr doch gerade, dass ein offensichtlich viel jüngerer Mann sie begehrswert fand. Das war auch für sie wie ein Jungbrunnen. Zwar konnte sie nichts dagegen tun, dass das Leben sich immer tiefer in ihre Haut einschrieb. Innerlich aber fühlte sie sich, seit sie mit Thilio zusammen war, manchmal wieder wie ein junges Mädchen. Das Feuer in ihr, das nach ihrem Umzug in die Stadt fast erloschen war, war durch ihn noch einmal neu aufgeflammt.

Sie drückte ihre Lippen auf die Schulter des Schlafenden. Allmählich sickerte das süße Gift des Schlummers in sie ein, sie sank und sank, ihr Arm wurde schlaff, obwohl sie sich einbildete, ihn im Fallen noch fester um den gleichmäßig atmenden Körper zu winden. Aber waren sie nicht ohnehin längst zu einem einzigen Körper verschmolzen? Sanken sie nicht als EIN Wesen hinaus in die Weiten des Alls, wo der tiefste Sturz gleichbedeutend war mit dem höchsten Flug?

Gleichmütig nahm die kosmische Nacht sie in sich auf. Immer tiefer fielen sie hinein in das Meer der Sterne, vorbei an Sonnen, deren Licht erst in Jahrtausenden auf der Erde eintreffen würde, und an Planeten, von denen Maggie noch nie etwas gehört hatte. Sie spürte das Leben, das sich darauf tummelte, ohne dass sie die geringste Vorstellung davon gehabt hätte, wie es aussah. Und die Sternschnuppen waren plötzlich zum Greifen nahe, eine jede eine kosmische Blume, die Lichtjahre entfernt ein unvorstellbar fremdes Wesen gepflückt und achtlos in den himmlischen Ozean geworfen hatte.

Verhaftet!

Dann war auf einmal alles vorbei. So schnell, wie sie in ihn hinabgetaucht war, spuckte der Traum sie auch wieder aus. Als Maggie die Augen aufschlug, sah sie ringsum nichts als nackte, kahle Wände: Sie befand sich noch immer in Untersuchungshaft. Ihr neues Leben, Thilio, die tröstende Wärme seines Körpers – all das war nur ein Traum gewesen. In Wirklichkeit lag sie noch immer in dieser schmutzig-grauen Zelle, deren Trostlosigkeit bereits der erste Teil ihrer Strafe war.

Sofort nahm sie der Alptraum, in dem sie gefangen war, wieder in seinen Würgegriff. Die fratzenhaften Bilder, die eben noch tief in ihrem Innern begraben zu sein schienen, stürzten wieder mit zerstörerischer Wucht auf sie ein. Sie hörte wieder das Türenschlagen vor ihrem Haus, sie sah sich ans Fenster treten und

auf die Polizeiautos blicken, die unmittelbar vor ihrer Tür Stellung bezogen hatten. Als sie die Tür öffnete, hielt ihr jemand ein amtliches Schreiben unter die Nase. "Haussuchungsbeschluss", las sie, ohne zu verstehen, was sie las.

Sie wollte etwas fragen, aber da hatte sich die Flut der Uniformierten schon in ihre Wohnung ergossen. Rasch breitete sie sich darin aus, auch die hintersten, geheimsten Ecken hatte sie bald erreicht. Maggie fühlte sich, als würde jemand mit langen, spitzen Stangen in ihrem Leben herumstochern.

Schließlich war einer aus dem Team in ihren Vorratskeller hinabgestiegen. Kurz darauf tauchte er wieder aus der Tiefe auf, in der Hand eine längliche Schachtel, die Maggie noch nie gesehen hatte. Triumphierend präsentierte er sie dem Leiter der Hausdurchsuchung. "Ich hab' schon reingeschaut", kommentierte er den Fund. "Wenn das kein Gift ist, nehm' ich selber welches."

Maggie glaubte sich zu erinnern, dass sie genau in dem Augenblick auf ihr Handy geschaut hatte: Sechs entgangene Anrufe! Fünf waren von Monika, einer von Mirko. Offenbar hatten sie, so kombinierte Maggie später, in den Nachrichten bereits von dem neuen Obduktionsbefund gehört. Aber selbst wenn sie die Anrufe entgegengenommen hätte: Auf die Idee, dass man sie des Giftmords bezichtigen würde, wäre sie deswegen ja trotzdem nicht gekommen. Was hätte es also geändert, wenn sie mit den beiden gesprochen hätte?

Maggie sah noch genau vor sich, wie der Ermittlungsleiter das Kreuz durchdrückte und sich wie ein Abgesandter des Jüngsten Gerichts vor ihr aufbaute. "Frau Margarete Rode, ich muss Sie vorläufig festnehmen", hörte sie ihn feierlich verkünden. "Sie stehen in dringendem Verdacht, Herrn Reinhard Pauly vergiftet zu haben."

In Untersuchungshaft

Maggie wusste nicht mehr, ob sie darauf etwas erwidert hatte oder ob sie so perplex war, dass sie sich einfach sprachlos hatte abführen lassen. Aber was spielte das jetzt noch für eine Rolle? Entscheidend war, dass sie nun in dieser Zelle kauerte, in der das Leben auf ein freudloses Überleben reduziert war; dass die Leere, die sie umgab, nur ein Vorgeschmack war auf die kommenden Tage, Wochen, Monate, ja vielleicht sogar die nächsten Jahre, in denen sie in einer Art Vakuum würde dahinvegetieren müssen; dass sie gefangen war in einer Existenz, aus der das Leben ausgesperrt war – in einer Existenz, die darauf beschränkt war, von dem hinter unbestechlichen Gitterstäben pulsierenden Leben zu träumen.

Ihr altes Geschichtsbuch kam ihr plötzlich in den Sinn. Im Kapitel über "außereuropäische Völker" hatte es eine Zeichnung gegeben, die sie ebenso befremdet wie fasziniert hatte. Wann immer sie das Buch aufschlug, musste sie sich

das Bild ansehen, obwohl sie sie schon in ihre Träume verfolgte. Die Zeichnung zeigte einen Priester, der sich anschickte, den Göttern ein Menschenopfer darzubringen. Der Auserwählte stand gefesselt neben ihm, gleich würde er ein Opfer der Flammen werden.

Was mochte das wohl für ein Gefühl sein, hatte Maggie sich immer wieder gefragt, mit dem eigenen Leben für die Sünden der Gemeinschaft bezahlen zu müssen? War es den Opfern ein Trost, dass ihr Leben durch die besondere Form des Todes einen überirdischen Sinn erhielt? Oder hofften sie verzweifelt auf ein Zeichen der Götter, das dem zutiefst unmenschlichen Tun ein Ende bereiten würde?

Und die Umstehenden: Empfanden sie Mitleid mit dem Opfer? Oder fühlten sie gar eine perverse Form von Neid, weil die Todgeweihten für ein paar wenige Sekunden aus der Gemeinschaft herausgehoben waren? Nahmen sie den zum Schafott Geführten überhaupt noch als Mitglied der Gemeinschaft wahr, oder war dieser für sie schon ebenso entrückt wie die Götter, denen dieses Menschenleben zum Geschenk gemacht werden sollte?

Erst jetzt, in dieser Zelle, bekam sie eine Ahnung davon, wie das Opfer sich gefühlt haben musste. Erst jetzt begriff sie ganz, was es bedeutete, unter Preisgabe des eigenen Lebens eine Wunde heilen zu müssen, die man nicht verursacht hatte. Und erst jetzt fühlte sie auch die Einsamkeit, die diejenigen umgeben musste, denen die Gemeinschaft ihre Schuld auflud, um sich dieser zu entledigen.

Lag hierin nicht auch der wahre Grund für ihre eigene Verbannung aus der Gemeinschaft? Dafür, dass man sie hinter dicke Mauern gesperrt hatte, ohne dass sie sich etwas hatte zuschulden kommen lassen? War nicht auch dies ein rituelles Verschwindenlassen, ein Sühneopfer, das der Gemeinschaft ihr gestörtes Gleichgewicht wieder zurückgeben sollte?

Das Sühneopfer

Maggie richtete sich auf und rutschte an den Rand ihrer Pritsche. Auf der durchgelegenen Matratze konnte sie immer nur wenige Stunden schlafen, ehe es sie irgendwo zwickte. Dann musste sie ihrem Rücken eine Pause gönnen, um sich von dem Folterinstrument zu erholen, das sie hier "Bett" nannten.

Gedankenverloren saß sie da und blickte auf die Zellentür, die seit dem Abend fest verschlossen war. Obwohl es völlig dunkel war in dem Raum, glänzte sie hell. Es sah fast so aus, als hätte sie jemand mit einem fluoreszierenden Material bestrichen.

Maggie drehte sich zu dem vergitterten Fenster um. Wenn sie sich zurücklehnte und den Kopf zur Seite neigte, konnte sie den Mond erkennen. Er war

ganz rund, ein leuchtendes Gesicht, auf dem sich deutlich ein paar tiefe Furchen abzeichneten. Mit langen, dürren Fingern griff er in die Zelle und tauchte die Tür in ein schimmerndes Licht. Fast schien es Maggie, als würde das Licht den kalten Stahl erzittern lassen; als müsste er augenblicklich dahinschmelzen unter der Magie dieser Berührung und den Weg hinaus ins Leben freigeben. Aber das war natürlich pures Wunschdenken. Oder etwa doch nicht? War da nicht eine leichte, kaum wahrnehmbare Bewegung an der Tür zu erkennen? Hörte sie nicht sogar schon dieses unverwechselbare Quietschen und Knarren, mit dem sie sich aufzutun pflegte?

Tatsächlich: Die Tür hatte sich bereits einen Spalt breit geöffnet! Maggie wollte schon aufstehen und auf dem Strahl des Mondes in die Freiheit entschweben, da bemerkte sie, wie sich ein Schatten durch den schmalen Spalt schob und ins Zimmer glitt. Ach so, dachte sie enttäuscht, es war doch nur eine der Wärterinnen! Wahrscheinlich eine unangekündigte Kontrolle, um Drogenverstecke und Handys aufzuspüren.

Aber nein: Die Wärterin war das nicht ... Jemand anders hatte sich Zugang zu ihrer Zelle verschafft. Sie spürte, dass sie die Person kannte, auch wenn sie nicht gleich erkannte, um wen es sich handelte. Sie kniff die Augen zusammen und sah genauer hin. War das nicht ... Ach was, das war doch gar nicht möglich! Warum sollte der sie denn im Gefängnis besuchen? Und dann auch noch mitten in der Nacht ...

Konzentriert beobachtete Maggie, wie die Gestalt die Tür hinter sich schloss. Und jetzt, als sie ihr das Gesicht wieder zuwandte, gab es für sie keinen Zweifel mehr: Dies war niemand anderes als Alfons Heimenross, der Herr des Windes! Was wollte der denn hier?

Maggie wollte etwas sagen, brachte jedoch keinen Ton heraus. Irgendetwas verschloss ihr den Mund. Auch Heimenross blieb stumm. Langsam, wie von einer unsichtbaren Macht gelenkt, ging er auf sie zu. Seltsam, dachte Maggie: Was hielt er denn da in den Händen? Als sie genauer hinsah, erkannte sie: Es war das Rotorblatt eines Windrads. Hell funkelte es im Schein des Mondes. Heimenross umfasste es fest mit seinen Fingern und hielt es dabei wie eine Monstranz vor die Brust. Dabei bewegte er fortwährend die Lippen, ohne dass ein Laut zu hören war. Er wirkte wie ein Priester im betenden Dialog mit seinem Gott. Das Gemurmel wirkte ebenso heilig wie unverständlich, als wäre sein Sinn nur für den Allerhöchsten und seinen treuen Diener bestimmt.

Immer näher kam der Heimenross-Priester auf Maggie zu. Es sah aus, als würde er eine Prozession unsichtbarer Gläubiger anführen, die schweigend hinter ihm herschlichen. Gleich würde er Maggies Bett erreicht haben, schon meinte sie den Weihrauchduft seines Gewandes zu riechen. Das Rotorblatt blitzte nun direkt vor ihren Augen auf, fast fühlte sie sich davon geblendet.

Einen Augenblick später spürte sie einen kalten Hauch: Der Zeremonienmeister hatte das Rotorblatt emporgehoben. Unheilvoll schwebte es über Maggies Kopf. Und da begriff sie: Das Rotorblatt sollte als Richtschwert dienen, und Heimenross war der Opferpriester, der den Göttern ihr abgeschlagenes Haupt als Geschenk darbieten würde! Im selben Moment sauste das richtende Rotorblatt auf ihren Nacken herab.

Traum und Wirklichkeit

Ein heiserer Schrei entrang sich ihrer Kehle. Verwirrt sah sie sich um. Ihr Blick glitt über das aufgewühlte Lakenmeer, in dem sie lag, und die Kommode mit dem Stoffhündchen, das sie auf der letzten Kirmes gewonnen hatte, zu dem weit geöffneten, gitterlosen Fenster, durch das der heiße Atem des Sommers ins Zimmer drang. Sie atmete auf: Dies hier war zweifellos die Wirklichkeit, das Untersuchungsgefängnis war Vergangenheit. Aber wo war Thilio?

Im selben Augenblick hörte sie Schritte auf dem Flur. Die Schlafzimmertür öffnete sich, und Thilio steckte den Kopf durch den Spalt: "Hast du was gesagt?" "Ach, ich habe nur schlecht geträumt ..." Sie streckte die Arme nach ihm aus. "Warum hast du mich denn nicht geweckt?"

Thilio setzte sich neben sie. "Du hast noch so fest geschlafen – da dachte ich, ich mach' schon mal Frühstück."

Maggie lehnte ihren Kopf an Thilios Schulter. Da er den Kopf leicht zur Seite neigte, verzweigten sich ihre Haare ineinander. Wie goldene Lianen schlängelten Maggies Locken sich durch Thilios braunen Urwald.

Thilio strich behutsam über ihren Rücken. "Ich muss leider gleich gehen", bedauerte er. "Um halb zehn habe ich schon den ersten Termin."

Maggie kuschelte sich noch fester an ihn: "Nur noch fünf Minuten ..."

Erste Begegnung mit Thilio

Sie dachte an den Tag zurück, an dem sie Thilio kennengelernt hatte. Es war ganz in der Nähe der Wohnung gewesen, auf dem breiten Grünstreifen, der die beiden Hauptstraßen voneinander trennt. Thilio war ihr schon von weitem aufgefallen. Er hatte regungslos auf einer Bank gesessen und, den Kopf im Nacken, in das Astwerk einer alten Eiche emporgeschaudert.

Es war Herbst, der Oktober war schon fast vorbei, der Weg von lauter goldrot schimmernden Blättern übersät. Als Thilio ihre Schritte in dem morschen Laub rascheln hörte, hatte er reflexhaft den Kopf gesenkt und zu ihr hingesehen. Maggie konnte sich noch gut an seinen geistesabwesenden Blick erinnern, an dieses ziellose Schauen eines Menschen, der mit seinen Gedanken ganz woan-

ders ist. Gerade deshalb aber hatte sie den Eindruck gehabt, in den ungetrübten Spiegel seiner Augen zu blicken. Und weil sie meinte, darin eine unbestimmte Melancholie zu erkennen, hatte sie ihm aufmunternd zugelächelt, als sie an ihm vorüberging.

Sie war schon ein paar Schritte weitergegangen, da hatte sie ihn sagen hören: "Jeder Baum hat seine eigene Sprache ..."

Zögernd hatte sie sich umgedreht. Sie hatte zunächst gedacht, er würde mit sich selbst sprechen. Aber als ihre Blicke sich trafen, merkte sie, dass er dieses Mal genauso aufmerksam in ihren Augen las wie sie in seinen.

"Da ist was dran ...", hatte sie unsicher entgegnet.

Thilio hatte auf den Baum vor ihm gewiesen. "Nehmen Sie zum Beispiel diese Eiche hier. Bewegt sich ihre Sprache nicht auf viel verschlungeneren Pfaden als die der jungen Birke da hinten?"

"Das muss die Weisheit des Alters sein", hatte Maggie gescherzt. Weil Thilio aber weiter ganz fasziniert den gewundenen Geschichten der Eiche zu lauschen schien, hatte sie sich kurz entschlossen neben ihn gesetzt und gemeinsam mit ihm den Erzählungen der Bäume zugehört.

Wie lange mochten sie wohl schweigend nebeneinander gesessen haben? Wahrscheinlich waren es kaum mehr als fünf Minuten, überlegte Maggie. Aber in ihrer Erinnerung kam es ihr doch vor wie eine halbe Ewigkeit. Und seltsam: Obwohl sie die ganze Zeit über kaum ein Wort miteinander gewechselt hatten, war es ihr danach doch gewesen, als würde sie Thilio schon seit Jahren kennen. So hatten sie sich ganz selbstverständlich für den Abend verabredet ...

Wiedersehen mit Schampus

Maggie goss sich noch eine Tasse Kaffee ein. Als sie in die Küche gekommen war, war Thilio schon aus dem Haus gegangen. Müde hatte sie sich einen Joghurt aus dem Kühlschrank genommen, in dem sie nun lustlos herumrührte. Die Hitze nahm ihr jeden Appetit. Außerdem ging ihr noch immer der Traum nach. So lächerlich er auch war – im Kern entsprach er doch der Wahrheit. Ja, sie war am Ende freigesprochen worden. Aber ihre Freiheit hatte sie doch nicht mehr vollständig wiedererlangt.

Sie überlegte, wann ihr das zum ersten Mal richtig bewusst geworden war. Wahrscheinlich bei dem Gespräch mit Monika ... An dem Tag, als diese nach ihrer Haftentlassung bei ihr vorbeigekommen war, um Schampus und Frieda zurückzubringen, die sie nach Maggies Inhaftierung bei sich aufgenommen hatte.

Schampus hatte sich gar nicht mehr beruhigen können, als er seine Herrin nach so langer Zeit endlich wiedersah. Als cremefarbenes Wollknäuel hüpfte, sprang

und wimmerte er um sie herum, stieß immer wieder mit der Schnauze gegen ihre Nase und wedelte dabei so ausgiebig mit dem Schwanz, dass er fast das Gleichgewicht verloren hätte. Der ganze Hund war eine einzige große Freude. Maggie war so sehr damit beschäftigt, ihn zu streicheln und zu tätscheln, dass sie das Fehlen von Frieda anfangs gar nicht bemerkt hatte. Als ihr auffiel, dass ihre Tigerdame nirgends zu sehen war, schob sie das zunächst auf das katzentypische Schmollen, diese kindische Rache für das Alleingelassenwerden.

"Sag mal – wo ist eigentlich Frieda?" fragte sie schließlich. "Hast du sie nicht ins Körbchen reinbekommen?"

Betreten sah Monika an ihr vorbei. "Ja, weißt du ... Die musste ich leider ins Tierheim geben."

Maggie starrte sie ungläublich an. "Wie bitte? Ins Tierheim?"

"Na ja", rechtfertigte sich Monika, "es war halt auf die Dauer etwas zu eng in der Wohnung mit zwei Haustieren. Und dann konnte ja auch niemand wissen, dass sie dich so schnell aus der Haft entlassen würden."

Maggie schüttelte unwillig den Kopf. "Wieso denn nicht? Irrtum ist Irrtum – da war doch klar, dass ich nicht ewig wegbleiben würde!"

Sie hätte heulen können, wenn sie sich ihre freiheitsliebende Frieda in einem der Käfige zwischen all den anderen eingesperrten Katzen vorstellte. Gut, das war natürlich eine Überidentifikation. Schließlich hatte sie ja selbst noch bis vor kurzem unschuldig hinter Gittern gesessen. Trotzdem hatte sie natürlich, kaum dass Monika gegangen war, umgehend beim Tierheim angerufen. Aber Frieda war längst an neue Besitzer vermittelt worden. Immerhin hatte sie ein neues Zuhause gefunden. Es hätte durchaus schlimmer kommen können!

Monikas Urteil

Maggie zwang sich noch einen Löffel von dem Joghurt auf. Sie fragte sich, warum sie Monika nach dem Vertrauensbruch überhaupt noch etwas von dem Kuchen angeboten hatte, den sie eigens für den Besuch ihrer früheren Freundin gebacken hatte. Vielleicht war das einfach nur Trägheit gewesen. Möglicherweise war es aber auch eine Nachwirkung des bitteren Brots der Einsamkeit – des Einzigen, was es im Gefängnis im Überfluss gegeben hatte. Wer davon einmal gekostet hatte, warf langjährige Freundschaften eben nicht leichtfertig weg.

Allerdings hatte sie mit ihrer Nachsicht nur einen Bruch kaschiert, der in Wahrheit längst nicht mehr zu kitten war. Es dauerte nur wenige Minuten, bis er offen zutage trat.

Anfangs hatten sie sich über lauter Belanglosigkeiten unterhalten: über das Rezept für den Kuchen, den neuen Supermarkt vor Monikas Haustür, die undichte

Dachrinne an Maggies Haus ("muss ich dringend mal machen lassen"), das Lieblingsfutter von Schampus, das schon wieder teurer geworden war ...

Dann hatte Maggie gefragt: "Wann ist eigentlich das nächste Treffen unserer Anti-WKA-Gruppe?"

Monika hatte sie zunächst nur verwundert angesehen. "Glaubst du wirklich, wir würden einfach so weitermachen – nach allem, was passiert ist?" fragte sie schließlich zurück.

"Nein, natürlich nicht ...", verteidigte sich Maggie – obwohl sie nicht wusste, wofür. "Aber der Kampf muss doch weitergehen. Ich denke, das hätte auch Reinhard ..."

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Der Hass, der sich plötzlich in Monikas Augen zeigte, legte sich wie ein schnell wirkendes Gift um ihre Zunge.

"Dass du dich noch traust, den Namen in den Mund zu nehmen!" Monika schüttelte empört, fast schon angewidert den Kopf.

Maggie sah sie verständnislos an: "Du glaubst doch nicht etwa, dass ich ... dass ich Reinhard ..."

Monika verzog spöttisch das Gesicht. "Was spielt es schon für eine Rolle, was ich glaube? Was andere glauben? Was du glaubst, dass andere glauben? Nein, das musst du jetzt alles mit dir selber ausmachen. Aber weißt du, was ich nicht verstehe?"

Maggie sah sie fragend an.

"Wie du annehmen konntest, unserer Sache zu dienen, indem du einem von uns so etwas antust. Eine solche Tat stellt doch alles auf den Kopf! Das hat uns doch jede Glaubwürdigkeit genommen!"

Vergifteter Freispruch

Maggie sah noch genau den überlegenen Blick vor sich, mit dem Monika ihr ins Gewissen geredet hatte. Ihr war sofort klar gewesen, dass es keinen Sinn gehabt hätte, sich auf lange Diskussionen mit ihr einzulassen. Letztlich gaben ihre Worte ja auch nur die allgemeine Meinung über den Fall wieder. Es war eben ein Freispruch zweiter Klasse gewesen. Und selbst den hatte sie nur erreicht, weil sie den Anwalt gewechselt hatte.

Ihr erster Anwalt war fest von ihrer Schuld überzeugt gewesen. Er hatte sie die ganze Zeit über nur gedrängt, ein Geständnis abzulegen. Das sei die einzige Chance, die "unausweichliche" Strafe abzumildern.

Erst ihr zweiter Anwalt hatte eine erneute, genauere Beweisaufnahme durchgesetzt. Dabei waren immer neue Ungereimtheiten aufgetaucht. So waren etwa auf der ominösen Schachtel in Maggies Vorratskeller durchaus verdächtige Fingerabdrücke gefunden worden – aber eben keine von Maggie. Und

selbst wenn man davon ausging, dass sie Handschuhe benutzt hatte, blieb doch ungeklärt, wie sie den Giftmord hätte ausführen sollen. In der Thermoskanne oder den Getränkeflaschen, die am Tatort sichergestellt worden waren, hatte man keine Giftspuren entdeckt. Und auch die Obduktion hatte keine Hinweise auf vergiftete Lebensmittel ergeben.

Wie hätte Maggie dem Opfer das Gift also verabreichen sollen? Etwa mit Gewalt? Aber warum waren dann keine Kampfspuren am Ort des vermeintlichen Verbrechens gefunden worden? War die Tat am Ende mit Zustimmung des Opfers erfolgt? Aber hätte Reinhard das Gift dann nicht gleich selbst einnehmen können?

Angesichts all dieser ungeklärten Fragen blieb dem Gericht am Ende gar nichts anderes übrig, als Maggie freizusprechen. Es war und blieb eben ein Indizienprozess, bei dem die Beweislage letztlich nicht für eine Verurteilung ausreichte. Der Grundsatz "Im Zweifel für die Angeklagte" bewahrte sie vor dem Gefängnis. Er bedeutete allerdings nicht nur, dass es Zweifel an ihrer Schuld gab. "Im Zweifel für die Angeklagte" – das bedeutete eben auch, dass es Zweifel an ihrer Unschuld gab.

Genau dies war dann auch der Tenor, in dem der Prozess in den Medien dargestellt wurde. Befeuert wurde die für sie ungünstige Berichterstattung zudem durch die abfälligen Äußerungen von politischen Entscheidungsträgern. Insbesondere Alfons Heimenross ließ keine Gelegenheit aus, zu betonen, dass ein Freispruch "aus Mangel an Beweisen" nicht gleichzusetzen sei mit einem Freispruch "aus Mangel an Schuld".

Erst allmählich war Maggie klar geworden, dass man auch "in Freiheit" sein konnte, ohne frei zu sein. Nicht nur wurde sie nach dem Prozess von ihren früheren Freunden wie eine Aussätzige gemieden. Auch ihre Arbeit hatte sie durch die Monate in der Untersuchungshaft verloren. Natürlich hätte sie versuchen können, sich vor Gericht ein Rückkehrrecht zu erstreiten. Aber was hätte das schon gebracht? Einen echten Platz in der Firma hätte sie ja doch nicht mehr gefunden. Alle hätten sie geschnitten, und bei der nächsten "Umstrukturierung" wäre sie sicher die Erste gewesen, die ihren Job verloren hätte.

Der Einzige, der in dieser schweren Zeit ohne Wenn und Aber zu ihr gehalten hatte, war Schampus gewesen. Wie oft hatte er morgens, wenn sie gar keine Kraft mehr in sich fühlte, den Marathonlauf des Tages zu beginnen, sein Köpfchen auf ihren Schoß gelegt und sie aus seinen schelmischen Augen angeschaut: "Komm, lass uns draußen ein bisschen herumtollen! Was geht uns schon das Gerede der anderen an ..." Ja, er war wirklich ihr einziger Trost gewesen! Umso mehr hatte es sie getroffen, als er bald darauf ganz unerwartet verstorben war.

Gedrosselter Gesang

Diese Hitze ... Maggie hatte das Gefühl, von einem unsichtbaren Riesen aus purrem Feuer auf ihren Stuhl gedrückt zu werden. Es kostete sie Kraft, sich gegen die Hitze zu stemmen und sich ins Schlafzimmer zu schleppen. Schwerfällig schloss sie dort das Fenster. Es strömte ja doch nur noch stickige Luft ins Zimmer.

Kurz entschlossen streifte sie ihr dünnstes Sommerkleid über, schlüpfte in ihre Flipflops und ging zur Tür. Vielleicht waren draußen auf der Straße ja noch Reste von Sauerstoff zu erhaschen.

Als sie die Haustür öffnete, wäre sie beinahe mit dem Hauswart zusammengestoßen. "Heute ist der Tag des Windes", ermahnte er sie. "Sie müssen noch ein Windrad auf den Balkon stellen."

Ermattet sah Maggie sich um: Auf allen Balkonen, hinter allen Fenstern schimmerten bunte Windräder. Überall blinkte es, überall drehten sich die glitzernden Flügel um die Wette. Der Wind hatte damit allerdings nichts zu tun. Denn die drückende Hitze, die seit Tagen herrschte, ging mit einer vollständigen Flaute einher.

Maggie ließ den Hauswart einfach stehen und trat auf die Straße. Sie hörte, wie er ihr etwas von "Folgen haben" und "Meldung erstatten" hinterherrief, aber sie war zu müde, um darauf zu achten. Ihr Kopf pochte, glühende Zangen drückten gegen ihre Schläfen.

An der nächsten Kreuzung bog sie nach rechts ab und lehnte sich gegen den mächtigen Kastanienbaum, der dort fast beschwörend seine Äste dem stahlblauen Himmel entgegenreckte. Maggie stutzte. Ein unerwartetes Geräusch hatte sie aus ihrer Lethargie gerissen: War das nicht der typische Drosselgesang? Aber wie war das möglich an diesem Ort, mitten im Hochsommer, bei dieser Hitze?

Sie legte den Kopf in den Nacken. Suchend irrten ihre Augen durch das flirrende Geäst. Und dann, endlich, entdeckte sie ihn: den Lautsprecher, der an einem der dickeren Zweige angebracht war. Jetzt erinnerte sie sich auch wieder an die Aktion, die Anfang des Jahres groß angekündigt worden war: Überall in der Stadt sollten die Menschen per Lautsprecher mit Vogelgezwitscher beschallt werden. Denn eine Studie hatte eindeutig belegt, dass dies ganz entscheidend zum Wohlbefinden und damit auch zur Steigerung der Arbeitsmoral beitragen könne.

Bild: Gerd Altmann: Feuerball (Pixabay)

© LiteraturPlanet, August 2020

